

Unverkäufliche Leseprobe des S.Fischer Verlages

Carlos Ruiz Zafón Marina



Preis €(D) 19,95 | €(A) 20,60 | SFR 30,50

ISBN: 978-3-10-095401-5

Roman, 352 Seiten, gebunden

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Langsam löste sich ein Fahrrad aus dem Dunst. Ein junges Mädchen in einem weißen Kleid fuhr mir bergauf entgegen. Im durchscheinenden Licht des frühen Morgens waren durch die Baumwolle hindurch die Umrisse ihres Körpers zu erraten. Lange heublonde Haare verdeckten in Wellen ihr Gesicht. Reglos, wie ein halbgelähmter Idiot schaute ich zu, wie sie sich mir näherte. Zwei Meter vor mir blieb das Rad stehen. Meine Augen – oder meine Phantasie – erahnten die Konturen schlanker Beine, die sich auf den Boden stemmten. Mein Blick kletterte das Kleid hoch, das einem Bild von Sorolla zu entstammen schien, um dann bei den Augen innezuhalten, so tief grau, dass man hätte hineinfallen können. Sie ruhten mit sarkastischem Blick auf mir.

Ich lächelte und setzte das dümmlichste Gesicht auf, das ich zustande brachte.

»Du musst der mit der Uhr sein«, sagte das junge Mädchen in einem Ton, der zu ihrem starken Blick passte.

Ich schätzte sie auf mein Alter, vielleicht ein Jahr älter. Das Alter einer Frau zu erraten war für mich

eine Kunst oder eine Wissenschaft, nie ein bloßer Zeitvertreib. Ihre Haut war so blass wie das Kleid.

»Wohnst du hier?«, stotterte ich und deutete auf das Gittertor.

Sie blinzelte nur. Ihre Augen durchbohrten mich mit solcher Wut, dass ich zwei Stunden brauchen würde, um zu merken, dass dies das bezauberndste Geschöpf war, das ich je im Leben gesehen hatte oder zu sehen hoffte. Aber das ist ein anderes Thema.

»Und wer bist du, dass du das fragst?«

»Vermutlich bin ich der mit der Uhr«, improvisierte ich. »Ich heiße Óscar. Óscar Draí. Ich bin gekommen, um sie zurückzubringen.«

Bevor sie etwas sagen konnte, zog ich die Uhr aus der Tasche und reichte sie ihr. Einige Sekunden schaute mich das junge Mädchen weiter an, ehe sie sie ergriff. Dabei sah ich, dass ihre Hand so weiß wie Schnee war und dass sie am entsprechenden Finger einen goldenen Ring trug.

»Sie war schon kaputt, als ich sie an mich nahm«, erklärte ich.

»Sie ist seit fünfzehn Jahren kaputt«, murmelte sie, ohne mich anzusehen.

Als sie schließlich aufschaute, musterte sie mich von oben bis unten wie ein altes Möbelstück. Etwas in ihren Augen sagte mir, dass sie mich nicht unbedingt für einen Dieb hielt, sondern vielmehr für einen Schwachsinnigen oder ganz gewöhnlichen Dumm-

kopf. Das Idiotengesicht, das ich aufgesetzt hatte, mochte das Seinige dazu beitragen. Das Mädchen zog eine Braue in die Höhe, während sie rätselhaft lächelte und mir die Uhr zurückgab.

»Du hast sie mitgenommen, also sollst auch du sie ihrem Eigentümer zurückgeben.«

»Aber ...«

»Die Uhr gehört nicht mir«, erklärte sie. »Sie gehört Germán.«

Die Nennung dieses Namens beschwor die riesige Silhouette mit der weißen Mähne herauf, die mich einige Tage zuvor in der Galerie des alten Hauses überrascht hatte.

»Germán?«

»Mein Vater.«

»Und du bist ...?«, fragte ich.

»Seine Tochter.«

»Ich meine, wie du heißt.«

»Ich weiß ganz genau, was du meinst.«

Und sie stieg wieder aufs Rad und fuhr durchs Tor. Bevor sie sich im Garten verlor, wandte sie sich kurz um. Ihre Augen lachten mich lauthals aus. Ich seufzte und folgte ihr. Eine alte Bekannte hieß mich willkommen. Die Katze schaute mich mit ihrer üblichen Verachtung an. Gern wäre ich ein Dobermann gewesen.

Eskortiert von dem Tier, ging ich durch den Garten, bahnte mir einen Weg durch den Dschungel bis zu dem Brunnen mit den Cherubim. Dort war das Rad

angelehnt, und seine Eigentümerin hievte eine Tüte aus dem Korb am Lenker. Es duftete nach frischem Brot. Sie zog eine Flasche Milch aus der Tüte und kniete nieder, um eine große Tasse auf dem Boden zu füllen. Das Tier schoss auf sein Frühstück zu. Das schien ein tägliches Ritual zu sein.

»Ich dachte, deine Katze frisst nur wehrlose Vögel«, sagte ich.

»Er jagt sie bloß. Er frisst sie nicht. Das ist eine Frage des Territoriums«, erklärte sie, als hätte sie ein Kind vor sich. »Was er wirklich mag, ist Milch. Nicht wahr, Kafka, Milch schmeckt dir?«

Zum Zeichen der Zustimmung leckte ihr das kafkaeske Katzentier die Hand. Sie lächelte warm, während sie ihm den Rücken streichelte. Dabei zeichneten sich in den Falten des Kleides ihre Muskeln ab. Nun schaute sie auf und ertappte mich dabei, wie ich sie anstarrte und mir mit der Zunge über die Lippen fuhr.

»Und du? Hast du gefrühstückt?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann hast du bestimmt Hunger. Dummköpfe haben immer Hunger«, sagte sie. »Komm rein und iss was. Es wird gut sein, etwas im Magen zu haben, wenn du Germán erklären willst, warum du ihm die Uhr gestohlen hast.«

Die Küche war ein großer Raum im hinteren Teil des Hauses. Mein unerwartetes Frühstück bestand aus Hörnchen, die das junge Mädchen aus der Konditorei Foix auf der Plaza de Sarriá mitgebracht hatte. Sie stellte eine riesige Tasse Milchkaffee vor mich hin und setzte sich mir gegenüber, während ich gierig diesen Festschmaus verzehrte. Sie betrachtete mich, als hätte sie einen hungrigen Bettler aufgenommen, mit einer Mischung aus Neugier, Mitleid und Argwohn. Sie selbst rührte keine Krume an.

»Ich hab dich schon mal in dieser Gegend gesehen«, bemerkte sie, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Dich und diesen kleinen Jungen mit dem verschreckten Gesicht. Oft geht ihr durch die hintere Straße, wenn man euch im Internat freilässt. Manchmal bist du allein und trällerst geistesabwesend vor dich hin. Ich könnte wetten, ihr habt einen Mordsspaß in diesem Kerker ...«

Eben wollte ich etwas Geistreiches antworten, als sich ein mächtiger Schatten wie eine Tintenwolke auf dem Tisch ausbreitete. Meine Gastgeberin schaute auf und lächelte. Ich blieb reglos sitzen, den Mund voller Hörnchen, der Puls zwei Kastagnetten.

»Wir haben Besuch«, verkündete sie amüsiert. »Papa, das ist Óscar Draí, Amateuruhrendieb. Óscar, das ist Germán, mein Vater.«

Ich schluckte alles auf einmal hinunter und wandte mich langsam um. Vor mir erhob sich eine Gestalt, die

mir riesig erschien. Der Mann trug einen Anzug aus Alpakawolle mit Weste und Fliege. Eine säuberlich zurückgekämmte Mähne fiel ihm über die Schultern. Ein weißer Schnurrbart zierte sein Gesicht, das um zwei dunkle, traurige Augen herum von scharfen Linien durchfurcht war. Was ihn aber wirklich ausmachte, waren seine Hände. Weiße Engelshände mit schmalen, endlosen Fingern. Germán.

»Ich bin kein Dieb ...«, presste ich nervös heraus. »Es gibt für alles eine Erklärung. Wenn ich es gewagt habe, in Ihr Haus einzudringen, dann, weil ich glaubte, es sei unbewohnt. Ich weiß auch nicht, was dann mit mir geschah, als ich drin war, ich hörte diese Musik, nun, äh, jedenfalls kam ich herein und sah die Uhr. Ich wollte sie eigentlich gar nicht mitnehmen, ich schwör's Ihnen, aber ich bin erschrocken, und als ich sah, dass ich die Uhr hatte, war ich schon weit weg. Also, ich weiß nicht, ob ich mich klar ausdrücke ...«

Das junge Mädchen lächelte verschmitzt. Dunkel und undurchdringlich bohrten sich Germáns Augen in meine. Ich nestelte in der Tasche und reichte ihm die Uhr in der Erwartung, der Mann werde jeden Augenblick zu schreien anfangen und mir mit der Polizei, den Zivilgardisten und dem Vormundschaftsgericht drohen.

»Ich glaube Ihnen«, sagte er liebenswürdig, nahm die Uhr und setzte sich zu uns an den Tisch.

Seine Stimme war sanft, beinahe unhörbar. Seine

Tochter stellte auch vor ihn einen Teller mit zwei Hörnchen und eine Tasse Milchkaffee hin. Dabei küsste sie ihn auf die Stirn, und Germán umarmte sie. Ich beobachtete sie im hellen Licht, das durch die Fenster hereindrang. Germáns Gesicht, das ich mir als das eines brutalen Menschen vorgestellt hatte, wurde zärtlich, fast verletzlich. Er war außerordentlich schlank und lächelte mir freundlich zu, während er die Tasse zum Mund führte, und einen Augenblick lang konnte ich spüren, dass zwischen Vater und Tochter ein Strom von Zuneigung floss, die über Worte und Gesten hinausging. Ein Band des Schweigens und der Blicke einte sie in den Schatten dieses Hauses, am Ende einer vergessenen Straße, wo sie, weitab von der Welt, einer für den anderen sorgten.

Germán beendete sein Frühstück und bedankte sich herzlich bei mir, dass ich mir die Mühe gemacht habe, ihm seine Uhr zurückzubringen. So viel Liebenswürdigkeit verdoppelte mein Schuldgefühl.

»Nun, Óscar«, sagte er mit müder Stimme, »es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen. Ich hoffe, Sie haben irgendwann Lust, uns erneut zu besuchen.«

Ich verstand nicht, warum er mich beharrlich siezte. Etwas an ihm erzählte von anderen Zeiten, als diese Mähne noch gegläntzt hatte und dieser jetzt alte Kasten ein Palast auf halbem Weg zwischen Sarriá und

dem Himmel gewesen war. Er gab mir die Hand, verabschiedete sich und verschwand in diesem unergründlichen Labyrinth. Ich sah ihn mit leichtem Hinken durch den Flur davongehen. Seine Tochter blickte ihm nach, einen Anflug von Trauer verbergend.

»Germán ist nicht allzu gesund«, flüsterte sie. »Er wird schnell müde.«

Aber sofort verbannte sie die Melancholie aus ihrem Blick.

»Möchtest du noch irgendetwas?«

»Es ist spät geworden«, sagte ich und kämpfte gegen die Versuchung an, unter irgendeinem Vorwand noch länger in ihrer Gesellschaft zu verweilen. »Ich glaube, ich geh jetzt am besten.«

Sie begleitete mich in den Garten hinaus. Das Morgenlicht hatte den Dunst vertrieben. Der beginnende Herbst färbte die Bäume kupfern. Wir gingen aufs Gittertor zu; Kafka schnurrte in der Sonne. Beim Tor angelangt, blieb das junge Mädchen auf dem Grundstück und ließ mich hinaus. Wir sahen uns schweigend an. Sie reichte mir die Hand, und ich ergriff sie. Unter der Samthaut konnte ich ihren Puls fühlen.

»Danke für alles«, sagte ich. »Und Verzeihung wegen ...«

»Unwichtig.«

Ich zuckte die Schultern.

»Nun ...«

Ich begann die Straße hinunterzugehen und spürte,

wie die Magie dieses Hauses mit jedem Schritt mehr von mir abfiel. Auf einmal hörte ich ihre Stimme hinter mir:

»Óscar!«

Ich wandte mich um. Sie stand immer noch dort, hinter dem Gittertor. Zu ihren Füßen lag Kafka.

»Warum bist du neulich abends in unser Haus eingedrungen?«

Ich sah mich um, als erwartete ich, die Antwort aufs Pflaster geschrieben zu finden.

»Ich weiß es nicht«, gestand ich schließlich. »Das Geheimnis vermutlich ...«

Sie lächelte rätselhaft.

»Du magst Geheimnisse?«

Ich nickte. Ich glaube, wenn sie mich gefragt hätte, ob ich Arsen mochte, hätte ich ebenfalls genickt.

»Hast du morgen was vor?«

Ich schüttelte den Kopf, weiterhin stumm. Gäbe es irgendetwas zu tun, so würde ich mir eine Ausrede einfallen lassen. Als Dieb war ich keinen Heller wert, aber im Lügen, muss ich gestehen, war ich schon immer ein Künstler gewesen.

»Dann erwarte ich dich hier, um neun«, sagte sie und verlor sich in den Schatten des Gartens.

»Warte!«

Mein Ruf hielt sie zurück.

»Du hast mir nicht gesagt, wie du heißt ...«

»Marina ... Bis morgen.«

Ich winkte ihr zu, aber sie war bereits verschwunden. Vergeblich wartete ich, dass sie sich nochmals zeigte. Die Sonne berührte die Himmelskuppel, und ich rechnete mir aus, dass es etwa zwölf Uhr mittags sein musste. Als ich sah, dass Marina nicht noch einmal kommen würde, ging ich ins Internat zurück. Die alten Haustüren im Viertel schienen mir vertraulich zuzulächeln. Ich konnte das Echo meiner Schritte hören, doch ich hätte schwören können, eine Handbreit über dem Boden zu wandeln.

Ich glaube, in meinem ganzen Leben war ich nie so pünktlich gewesen. Die Stadt steckte noch im Pyjama, als ich über die Plaza de Sarriá ging. Während es zur Neun-Uhr-Messe läutete, flog bei meinem Vorübergehen ein Schwarm Tauben auf. Eine Sonne wie auf einem Kalenderbild entzündete die Spuren nächtlichen Nieselregens. Kafka war mich am Anfang der Straße, die zum Haus führte, abholen gekommen. Eine Gruppe Spatzen hielt sich auf einer Mauer in weisem Abstand. Der Kater beobachtete sie mit geübter professioneller Gleichgültigkeit.

»Morgen, Kafka. Haben wir heute schon einen Mord begangen?«

Er antwortete mit einem Schnurren und führte mich wie ein phlegmatischer Butler durch den Garten zum Brunnen. Auf dessen Rand erkannte ich Mariñas Gestalt in einem elfenbeinfarbenen, schulterfreien Kleid. Mit einer Füllfeder schrieb sie in ein ledergebundenes Buch. Ihr Gesicht verriet große Konzentration, und sie nahm mich überhaupt nicht wahr. Ihr Geist schien in einer anderen Welt zu weilen, so dass ich sie einige Augenblicke verzückt betrachten

konnte. Ich hatte keinen Zweifel, dass diese Schlüsselbeine von Leonardo da Vinci entworfen worden waren, eine andere Erklärung war nicht möglich. Eifersüchtig brach Kafka mit einem Miauen die Magie. Der Füller hielt brüsk inne, Marina schaute auf und mir in die Augen und klappte das Buch zu.

»Bereit?«

Sie führte mich mit unbekanntem Ziel und geheimnisvollem Lächeln durch die Straßen von Sarriá.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich nach einigen Minuten.

»Nur Geduld. Du wirst es schon sehen.«

Ich folgte ihr gehorsam, obwohl ich argwöhnte, einem im Moment noch unverständlichen Scherz aufzusitzen. Wir gingen zum Paseo de la Bonanova hinunter und von dort Richtung San Gervasio. Vor dem schwarzen Loch von Víctors Kneipe wärmte eine Gruppe junger Schnösel mit einem Bier in der Hand und hinter Sonnenbrillen verschanzt lässig die Sättel ihrer Vespas. Als wir vorübergingen, sahen sich einige von ihnen gemüßigt, ihre Ray Bans auf halbmast zu setzen, um Marina mit Röntgenblick zu erfassen. Blei sollt ihr fressen, dachte ich.

Dann bog Marina rechts in die Calle Dr. Roux ein. Wir gingen zwei Häuserblocks hinunter bis zu einem schmalen unasphaltierten Pfad, der bei der Num-

mer 112 begann. Noch immer stand das rätselhafte Lächeln auf ihren Lippen.

»Ist es hier?«, fragte ich gespannt.

Der Pfad schien zu Ende zu sein. Marina ging aber einfach weiter zu einem Weg, der zu einem zypresengesäumten Säulengang hinaufführte. Auf der anderen Seite lag unter bläulichen Schatten ein verhexter Garten voller Grabsteine, Kreuze und moosiger Mausoleen.

Der alte Friedhof von Sarriá ist einer der verstecktesten Winkel Barcelonas. Sucht man ihn auf einem Stadtplan, dann findet man ihn nicht. Fragt man Anwohner oder Taxifahrer, wie man hingelangt, dann wissen sie es ziemlich sicher nicht, obwohl alle schon von ihm gehört haben. Und wenn jemand es vielleicht wagt, ihn auf eigene Faust zu suchen, verirrt er sich höchstwahrscheinlich. Die wenigen, die das Geheimnis seiner Lage kennen, vermuten, dass dieser alte Friedhof eigentlich nichts weiter ist als eine Insel aus der Vergangenheit, die nach Lust und Laune auftaucht und wieder verschwindet.

Hierher führte mich Marina an diesem Septembersonntag, um mir ein Geheimnis zu offenbaren, das mich beinahe mit derselben Spannung erfüllte, wie ihre ganze Person es tat. Gemäß ihren Anweisungen setzten wir uns in eine etwas erhöhte verborgene Ecke

im nördlichen Teil des Geländes. Ruhig saßen wir da und betrachteten Gräber und verwelkte Blumen. Marina sagte keinen Ton, und nach einigen Minuten wurde ich langsam ungeduldig. Das einzige Geheimnis, das sich mir stellte, war, was zum Teufel wir hier zu suchen hatten.

»Ziemlich tote Hose hier«, meinte ich ironisch.

»Geduld ist die Mutter der Wissenschaft«, entgegnete sie.

»Und die Patin des Wahnsinns. Hier gibt es weniger als nichts.«

Sie warf mir einen Blick zu, den ich nicht deuten konnte.

»Da täuschst du dich. Hier liegen die Erinnerungen Hunderter von Menschen, ihre Leben, Gefühle, Illusionen, ihre Abwesenheit, die Träume, die sie nie verwirklichen konnten, die Enttäuschungen, Irrtümer und unerwiderten Lieben, die ihnen das Leben vergiften haben. All das ist hier – auf immer festgehalten.«

Ich schaute sie neugierig und ein wenig befangen an, ich wusste nicht genau, wovon sie eigentlich sprach. Für sie war es jedenfalls wichtig.

»Man kann vom Leben nichts verstehen, solange man den Tod nicht versteht«, sagte sie.

Wieder begriff ich nicht recht, was sie meinte.

»Eigentlich denke ich nicht viel darüber nach«, sagte ich. »Über den Tod, meine ich. Wenigstens nicht ernsthaft ...«

Sie schüttelte den Kopf wie ein Arzt, der die Symptome einer verhängnisvollen Krankheit erkennt.

»Du bist also einer dieser ahnungslosen Einfaltspinsel ...«, sagte sie nachdenklich.

»Ahnungslos?«

Jetzt allerdings war ich aufgeschmissen. Hundertprozentig.

Marina ließ ihren Blick schweifen, und ihr ernstes Gesicht machte sie älter. Ich war hypnotisiert von ihr.

»Vermutlich hast du die Legende nicht gehört«, begann sie.

»Legende?«

»Das hab ich mir gedacht. Na ja, egal. Es heißt, dass der Tod Boten hat, die durch die Straßen ziehen und die Ignoranten und Hohlköpfe suchen, die nicht an ihn denken.«

Sie schaute mich durchdringend an.

»Wenn einer dieser Unglücklichen auf einen Todesboten stößt, führt ihn dieser in eine Falle, ohne dass er es merkt. Eine Falltür zur Hölle. Diese Boten haben ihr Gesicht bedeckt, damit man nicht sieht, dass sie keine Augen haben, sondern zwei schwarze Löcher, in denen Würmer hausen. Wenn es keinen Ausweg mehr gibt, enthüllt der Bote sein Gesicht, und dem Opfer wird der Horror bewusst, der ihn erwartet ...«

Ihre Worte schwebten mit Echo dahin, während sich mein Magen zusammenzog.

Erst jetzt zeigte Marina ihr verschmitztes Lächeln.
Ein Katzenlächeln.

»Du nimmst mich auf den Arm.«

»Natürlich.«

Es verstrichen fünf oder zehn Minuten, vielleicht auch mehr, ohne dass ein Wort fiel. Eine Ewigkeit. Eine leichte Brise strich durch die Zypressen. Zwischen den Gräbern flatterten zwei weiße Tauben umher. Eine Ameise kletterte mein Hosenbein hoch. Viel mehr ereignete sich nicht. Bald merkte ich, dass mir ein Bein einschlief, und ich befürchtete, mein Hirn werde denselben Weg einschlagen. Ich wollte gerade protestieren, als Marina die Hand hob und mir Schweigen gebot, noch bevor ich die Lippen öffnete. Sie deutete auf den Säulengang des Friedhofs.

Eben war jemand hereingekommen. Es schien eine in einen schwarzen Samtumhang gehüllte Frau zu sein. Eine Kapuze bedeckte ihr Gesicht. Die über der Brust gekreuzten Hände steckten in ebenfalls schwarzen Handschuhen. Der Umhang reichte bis auf den Boden, so dass ihre Füße nicht zu sehen waren. Von unserem Standort aus erweckte die gesichtslose Gestalt den Eindruck, dahinzugleiten, ohne den Boden zu berühren. Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

»Wer ...?«, flüsterte ich.

»Pscht.«

Hinter Säulen verborgen, beobachteten wir die Dame in Schwarz. Wie ein Gespenst bewegte sie sich

zwischen den Gräbern. In den behandschuhten Händen trug sie eine rote Rose, die aussah wie eine frische Stichwunde. Die Frau kam auf ein Grab direkt unter unserem Beobachtungsposten zu und blieb schließlich mit dem Rücken zu uns stehen. Da sah ich, dass dieser Grabstein im Gegensatz zu den anderen keinen Namen trug. Auf dem Marmor war nur ein Symbol zu erkennen, das wie ein Insekt aussah, ein schwarzer Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln.

Die Dame in Schwarz blieb fast fünf Minuten reglos am Grab stehen. Schließlich beugte sie sich hinunter, legte die Rose auf den Stein und ging langsam davon, so, wie sie gekommen war. Wie ein Gespenst.

Marina warf mir einen nervösen Blick zu und rückte näher, um mir etwas zuzuflüstern. Ich spürte ihre Lippen am Ohr, und in meinem Nacken begann ein Tausendfüßler mit Feuerbeinchen Samba zu tanzen.

»Vor drei Monaten hab ich sie zufällig entdeckt, als ich Germán begleitete, der Blumen für seine Tante Reme brachte ... Sie kommt jeweils am letzten Sonntagvormittag des Monats um zehn Uhr und legt immer die gleiche Rose aufs Grab. Sie trägt immer denselben Umhang, diese Handschuhe und die Kapuze. Und sie kommt immer allein. Nie sieht man ihr Gesicht. Nie spricht sie mit jemandem.«

»Wer liegt denn da begraben?«

Das seltsame eingravierte Symbol hatte meine Neugier geweckt.

»Ich weiß es nicht. Im Friedhofsregister steht kein Name ...«

»Und wer ist diese Frau?«

Marina wollte eben eine Antwort geben, aber als sie die Silhouette der Dame durch den Säulengang verschwinden sah, nahm sie mich bei der Hand und stand eilig auf.

»Schnell, sonst verlieren wir sie.«

»Sollen wir ihr denn nachgehen?«

»Du wolltest doch Action, oder?«, sagte sie, halb mitleidig, halb aufgebracht, wie zu einem Trottel.

Als wir uns wieder in der Calle Dr. Roux befanden, ging die Frau in Richtung Bonanova davon. Es begann erneut zu regnen, aber die Sonne wollte nicht verschwinden. Wir folgten der Dame durch einen goldenen Tränenvorhang. Nach dem Überqueren des Paseo de la Bonanova begannen wir den Hang zu den Hügeln hinanzugehen, wo Palästchen und Villen aus besseren Zeiten standen. Die Dame betrat das Geflecht menschenleerer, von einer Laubdecke übersäter Straßen, die glänzten, als bestünden sie aus den abgestreiften Schuppen einer großen Schlange. Dann blieb sie, eine lebende Statue, auf einer Kreuzung stehen.

»Sie hat uns gesehen ...«, flüsterte ich und verbarg mich mit Marina hinter einem dicken Baumstamm voller Einkerbungen.

Einen Moment befürchtete ich, sie könnte sich umdrehen und uns wirklich entdecken. Doch nein. Wenig später bog sie links ein und verschwand. Wir schauten uns an und nahmen die Verfolgung wieder auf. Die Spur führte uns in eine schmale Sackgasse, an deren Ende oberirdisch die Gleise der Sarriá-Bahn nach Vallvidrera und Sant Cugat verliefen. Wir blieben stehen. Keine Spur von der Dame in Schwarz, obwohl wir sie genau da hatten einbiegen sehen. Über den Bäumen und den Hausdächern konnte man in der Ferne die Türme des Internats erkennen.

»Sie wird ihr Haus betreten haben«, vermutete ich.
»Sie muss hier irgendwo wohnen ...«

»Nein. Diese Häuser sind unbewohnt. Hier lebt niemand.«

Marina deutete auf die hinter Gittertoren und Mauern verborgenen Fassaden. Zwei alte leerstehende Lagerräume und ein vor Jahrzehnten von den Flammen verzehrtes Haus – das war alles, was noch stand. Die Dame war uns vor der Nase entwischt.

Wir gingen in die Gasse hinein. Zu unseren Füßen spiegelte sich in einer Lache ein Stückchen Himmel; die Regentropfen verzerrten unser Bild. Am Ende der Gasse bewegte sich ein hölzernes Tor im Wind. Marina sah mich schweigend an. Vorsichtig traten wir näher, und ich riskierte einen Blick. Das Tor, eingefügt in eine rote Backsteinmauer, führte auf einen Innenhof. Was einmal ein Garten gewesen war, wurde jetzt vollstän-

dig von Unkraut überwuchert. Hinter dem Dickicht konnte man die Fassade eines seltsamen, efeuüberwachsenen Baus erahnen. Erst nach einem Moment begriff ich, dass es sich um ein von einem Stahlskelett getragenes gläsernes Gewächshaus handelte. Die Pflanzen zischten wie ein lauernder Insektenschwarm.

»Du zuerst«, forderte mich Marina auf.

Ich nahm allen Mut zusammen und drang ins Unkraut ein. Marina ergriff meine Hand und folgte mir. Ich spürte, wie meine Schritte in einer Schuttdecke versanken. Das Bild eines Knäuels dunkler Schlangen mit scharlachroten Augen ging mir durch den Kopf. Wir wichen dem Dschungel feindlicher Äste aus, die uns die Haut zerkratzten, und gelangten auf eine Lichtung vor dem Gewächshaus. Dort ließ Marina meine Hand los und betrachtete die unheimliche Konstruktion, über die der Efeu ein alles bedeckendes Spinnennetz wob. Das Gewächshaus sah aus wie ein in den Tiefen eines Sumpfes begrabener Palast.

»Ich fürchte, sie hat uns abgehängt«, sagte ich.
»Hier hat jahrelang niemand einen Fuß hingesezt.«

Widerwillig gab mir Marina recht. Mit enttäuschem Gesicht warf sie einen letzten Blick auf das Gewächshaus. Stille Niederlagen schmecken besser, dachte ich.

»Komm, lass uns gehen«, sagte ich und streckte ihr die Hand hin in der Hoffnung, sie würde sie für den Gang durchs Dickicht wieder ergreifen.

Sie ignorierte sie und entfernte sich mit gerunzelter Stirn hinter das Gewächshaus. Seufzend und lustlos folgte ich ihr. Dieses junge Mädchen war starrköpfiger als ein Maultier.

»Marina«, begann ich, »da ist kein ...«

Ich fand sie hinter dem Gewächshaus vor etwas, was wie der Eingang aussah. Sie blickte mich an und wischte den Schmutz von einer Inschrift auf der Glasscheibe. Ich erkannte den gleichen schwarzen Schmetterling wie auf dem anonymen Friedhofsgrab. Marina legte die Hand darauf. Langsam gab die Tür nach. Ich konnte den süßlich stinkigen Brodem riechen, der aus dem Inneren drang. Es war der Gestank vergifteter Sümpfe und Schächte. Mein letztes bisschen gesunden Menschenverstand ignorierend, setzte ich meinen Fuß in die Dunkelheit.